

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(13. Fortsetzung.)

„Gefellschaft? O nein, Herr Hauptmann,“ antwortete das gutmütige Mädchen mit betrübter Stimme. „Uns ist es nicht um's Gefellschaft gehen.“

Den Arzt hat man holen müssen wegen Fräulein Estelle, die heute Abend plötzlich wieder einen Ohnmachtsanfall bekommen hat. Es geht ihr zwar jetzt wieder besser, aber viel Verlaß ist nicht darauf.

Der Kummer und die Besorgnisse und alle Aufregungen, die dieser schwere Tag für ihn gebracht hatte, führten plötzlich wieder mit voller Macht auf den Hauptmann ein. Frau Lancelot's Thränen, Estelle's trübe Vermuthungen, Germaine's abweisende Antwort, Sylvie's Gefährlichkeit und der tolle Raufsch, der ihm einen Augenblick zu Kopfe geschlagen war, dann der seltsame, unvernünftige Verdacht, der sich ihm vorhin aufgedrängt hatte — es war zu viel. So wenig diese Vorworte in ihm zusammenhingen standen, so verbanden sie sich doch in seinem Geiste durch einen geheimnißvollen Faden und spannen ihn gleichsam in ein Netz ein, das sich immer fester zuzog und dessen Maschen er weder zu fassen, noch zu zerreißern vermochte.

Gar schwer mußte die Beklemmung auf Vincent Gerbault lasten, denn er fühlte sich unfähig, sie länger allein zu tragen. Ohne zu zögern, setzte er sich vor seinen Schreibtisch, wo er vor noch seinem halben Jahre am Abend seines Einzuges jene sorglosen, Liebe und Liebesgram bespöttelnden Zeilen hingeworfen hatte. Heute schrieb er:

Mein lieber Lepage!
Ich bedarf Deiner. Komm hierher, um zwei gute Worte auszusprechen: erstens, um nach einer Kranken zu sehen, deren Leben Du vielleicht retten kannst, und zweitens, um Deinen besten Freund davor zu bewahren, sich wegen eines Wäffels, das Du jedenfalls lösen kannst, bis hin zu Germaine.
Zweiter Band.

In der folgenden Nacht hatte Vincent einen unangenehmen Traum. Ihm war, er sei todt und man begrabe ihn. Die Leichenfeier fand in derselben Kirche statt, worin Edmund und Sylvie getraut worden waren. Auch jetzt nahmen sie die Ehrenplätze ein, die Herzen wurden wieder angezündet und die Trauergeänge begannen.

Darüber erwachte Vincent. Ein heller Lichtstrahl traf allerdings sein Auge: derjenige der strahlenden Frühlingssonne, und auch der Gesang war keine Täuschung. Vom unteren Stodwerk herauf klang es wie reizendes Vogelgezwitscher durch die Morgenfülle, glöckere Töne, die sich in perlenden Läusen und Trillern in die Höhe schlangen, um dann allmählich sanft und weich, aber immer hell und klar wie das Riefeln einer Quelle niederzukommen. Wer diese unvergleichliche Stimme nur einmal gehört hatte, mußte sie wiedererkennen.

„Estelle singt!“ rief Vincent, hingeworfen von dem Zauber dieses Morgenständchens. Dann aber setzte er, von Sorge erfaßt, hinzu: „Wie kann man ihr bei ihrem Zustande erlauben, so zu singen!“

Seine Uhr zeigte halb acht. Da fiel ihm ein, daß Germaine häufig die Frühmesse besuchte. In erstem Nachdenken verfunken, lauschte er. Leichte Hustenanfälle unterbrachen den Gesang, der dann aber stets wieder mit neuem Eifer aufgenommen wurde. Erst kurz vor acht Uhr hörte das Concert auf — zur selben Zeit, als Germaine frisch und rosig von ihrem Ausgange zurückkehrte. In der einen Hand trug sie das Gebetbuch, in der anderen einen Weidenstrauch und ein Körbchen mit Obst. Wie oft schon hatte er sie bei dieser Rückkehr von seinem Fenster aus beobachtet und sich an ihrem Anblicke erfreut! Heute mochte er kaum nach ihr zu sehen.

Was ging ihn auch jetzt noch diese liebliche Gestalt an, die ja doch immer eine Fremde für ihn bleiben mußte. Und dann Sylvie Dulaurier! Alle Ereignisse vom Tage vorher standen wieder vor ihrem Geiste und drohten ihn zu verwirren.

War es möglich? Eine Sylvie sollte Germaine bei ihm verdrängt haben! In Stelle der reinen, lieblichen Jüdin, die sein Leben in ein poetisches Gewand gekleidet hatte, sollte er jetzt einen gemeinen, niedrigen Roman durchleben? Nein, der Liebesroman war gar zu unvermittelt. Freilich, klar sah er noch nicht. Er wußte weder unbedingt, was er von Germaine, noch was er von Sylvie halten sollte, noch weniger vermochte er das zu erkennen, was ihm nun zu thun vorliege. Zuerst glaubte er, das Kartegießverlangen von ihm, das Haus zu verlassen, dann wieder sagte er sich, daß ein noch feineres Gefühl ihm im Gegentheil zu bleiben gebiete. Sein Fortgehen hätte ja den Verdacht wachrufen müssen, daß zwischen Germaine und ihm etwas vorgefallen sei, und ehe er sich dieser Gefahr aussetzte, mußte er zu-

erst die Wünsche und Absichten des jungen Mädchens kennen, sie folglich wiedersehen.

So peinlich ihm nun dieser Gedanke war, so sehnte er sich doch ungeduldig danach, und es dauerte auch nicht lange, so bot ihm Frau Lancelot in ihrer harmlosen Gutmütigkeit die Gelegenheit dazu. Die gute Frau ahnte nichts von dem Vorgefallenen; darüber konnte kein Zweifel sein. Germaine hatte also das Geheimniß gewahrt; auch bekundete sie durch ihren Gruß, der ebenso herzlich war wie bisher, die Absicht, das Wortkommis als ungeschöhen zu betrachten. Einem so klar ausgedrückten Wunsche gegenüber blieb Vincent nichts anderes übrig, als sich zu fügen.

Am peinlichsten war ihm das Zusammensein mit Estelle. Da auch sie von Germaine nicht in's Vertrauen gezogen worden war, mußte sich die arme Kleine doch sicher fragen, warum und durch wessen Schuld die schönen Pläne von neuem zu Wasser geworden waren. Aengstlich forschend ruhte ihr Blick auf dem Hauptmann, ja, dieser bildete sich sogar ein, daß ihre abmüthigen Augen sein Geheimniß erschließen.

Im ersten Augenblick hatte er es für eine Wohlthat gehalten, wenigstens unter demselben Dache mit Germaine zu bleiben, ihre Stimme zu hören und sie aus der Ferne betrachten zu können. Bald aber sah er ein, daß sein Verbleiben das Leid nur vergrößerte. Alles, was ihn an sie erinnerte, berührte ihn schmerzlich, sogar Estelle's Gesang am Morgen.
Warum nur sang sie immer, sobald sie allein und unbeachtet war? Am Ende gar, um ihrer Gesundheit zu schaden oder um ihm wehe zu thun? Immer häufiger wurden die heiteren oder schwermüthigen Volksweisen, die sie sang, durch Hustenanfälle unterbrochen, und dann drängte es Vincent jedesmal mit aller Macht, hinunterzugehen und der kleinen Nachtigall Schweigen zu gebieten. Eine ungewisse Scheu hielt ihn aber jedesmal davon ab.

„Es ist besser, ich überlasse das Lepage,“ sagte er sich.
Obwohl der Freund ihm noch nicht geantwortet hatte, so war Vincent doch überzeugt, daß er seinem Rufe folgen werde. Eigentlich bereute er zwar seinen Schritt wieder, und nur der Gedanke an Estelle und an das Frau Lancelot gegebene Versprechen hielt ihn zurück, Lepage abzuschreiben.

Er meinte schon das spöttische Lächeln seines Freundes zu hören, wenn dieser auf die alte abgetragene Geschichte von den goldenen Blumen zu sprechen kommen und ihm seine lächerliche Vermuthung klarmachen würde, die doch nur aus einer augenblicklichen Nervenüberregung hervorgegangen war und ihm jetzt selbst höchst unsinnig vorkam. Hiel aber diese Vermuthung weg, so trat Sylvie Dulaurier's Schicksal in Vincent's Augen so ziemlich in den Rahmen des Alltäglichen zurück und verlor für ihn an Interesse. Mit Germaine dagegen war ein Ideal aus seinem Leben gewichen, und der Verlust eines Ideals, welcher Art es auch sein mag, hat stets ein Sinnen des sittlichen Gefühls zur Folge.

Allmählich verwischten sich Gerbault's Gedanken in dem Bedürfnis nach Zerstreuung, und eines schönen Tages lenkte er fast unwillkürlich sein Pferd nach der Zintpastele, wobei er sich inbest fest vornahm, auf seiner Fahrt zu sein. Er fand Sylvie von sämtlichen Mougins umgeben, und außer dem triumphirenden Aufschreien, das bei seinem Erscheinen einen Augenblick das Gesicht der jungen Frau erhellte, verrieth nichts die Feldin des neulichen Abends. Allein er kannte sie zu gut, um annehmen zu können, sie gebe ihn schon wieder frei und entbinde ihn seines Versprechens bezüglich „Edmund's „Erziehung“. Wenn sie also auch bei seinen späteren zeitweiligen Besuchen keinen Versuch machte, ihre Umgebung abzuschütteln, so that sie dies am Ende nur, um deren Aussicht auf andere Weise desto besser entschließen zu können. Vielleicht lag auch Colette diesem Ausweichen zu Grunde, in der Absicht, Vincent zu reizen. Eine Zeit besonders strengen militärischen Dienstes hatte begonnen. Das Regiment sollte demnächst in's Lager von Lannemezan abmarschieren, und der Hauptmann Gerbault hatte vom frühen Morgen bis zum späteren Abend alle Hände voll zu thun. So war er eine ganze Woche lang nicht in die Villa Dulaurier gekommen.

„Heute ist Sonntag,“ dachte er eines Morgens beim Erwachen, während Estelle in den Vögeln im Garten um die Witte trillerte.

Auch sie hatte er eine ganze Woche nicht gehört. Sie mußte wieder recht krank gewesen sein, da Germaine sie niemals allein gelassen hatte, und auch die Genesung schien nur langsam voranzuschreiten. Schmerzlich zog sich jetzt sein Herz zusammen, als er bemerkte, daß ihre Stimme schwächer und die

Hustenanfälle häufiger geworden waren, und selbst er sich durch alles das bewegt, was ihm ihr Gesang erzählte. Nun begabte ihm auch der Entschluß nicht mehr, den er einen Augenblick zuvor gefaßt, den Nachmittag in der Villa Dulaurier zuzubringen, und in ganz anderem Tone wiederholte er:

„Es ist Sonntag! Es ist Sonntag!“
Wichtig öffnete sich ohne vorheriges Klopfen die Thüre.

„Was, Du bist es, und so früh!“ rief er, durchaus nicht angenehm überrascht, als er seinen Bekker Edmund auf sich zukommen sah.

In seinen steifsten Krügen eingedröhnt, geschmückt mit einer leuchtend rothen Cravatte, blieb Edmund Dulaurier wohl eine Minute lang vor dem Offizier stehen, ehe er sich, einen „Guten Morgen“ drummend, schmer auf das kleine Sofa niederfallen ließ. Und dann spuckte er als Einleitung in den Kamin und begann mit dumpfer Stimme:

„Ich will Dir lieber gleich alles sagen. Ich bin ärgerlich, sehr ärgerlich. Ich habe mich mit meiner Frau angeant. Eine Kleinigkeit hat die Veranlassung gegeben. Du weißt, daß Sylvie ein Pächterkind hat?“

„Nein.“
„Ja, den Sohn einer Freundin von ihr, einen Bengel von sieben oder acht Jahren. Diese Freundin ist übrigens eine anhängliche Frau aus unserer Heimath, sie wohnt in Saint-Amour bei Dijon, und Sylvie hat sie vor unserer Hochzeit besucht, als sie damals bei ihrem Großvater war... Erinnerst Du Dich?“

„Ja, ja, noch weiter.“
„Nun, also Sylvie verehrt sie sozusagen... Madeleine hier, Madeleine dort, man hörte nichts anderes mehr, und das hat mich ein wenig verdrossen.“

„Aber...“
„Du verstehst eben mein Erziehungssystem nicht. Eine Frau soll überhaupt nur Sinn und Theilnahme für ihren Mann haben. Bei uns Männern ist das etwas anderes. Unser geistiger Gesichtskreis ist weit genug, um auch noch andere Betreibungen in sich aufnehmen zu können, wohingegen der einer Frau gerade ausreicht, um den Bedingungen der Ehe zu genügen. Aus diesem Grunde hatte ich ihr nicht nur die Bücher, sondern auch den Verkehr mit Freundinnen verboten. Den mit Madeleine duldete ich nur, weil sie nicht am gleichen Orte war. Nun aber hat sich die Sache geändert. Sollte man's glauben: diese Person hat die Freiheit, ihren Schlingel nach Toulouse auf's Gymnasium zu schicken, damit er angehlich Vater Mougins' Unterricht und unsere Fürsorge genießen könne.“

„Wir werden ihn dann spazieren führen,“ sagte Sylvie gnädig zu mir, „und seine Eltern einladen, wenn sie zum Besuch hierherkommen.“
„Güthige Absichten das, nicht wahr? Ein ungezogener Bengel, der in meinem Garten herumläuft, meine Thiere quält, meine Aepfel unreif ißt, wenn ich einmal welche habe, und nun vollends gar Verwände! Schmarotzergelassen sind es, weiter nichts! Und denken sollte ich mein Haus öffnen, es in ein Wirthshaus verwandeln?“

„Laß Dir's ein für allemal gesagt sein, Sylvie,“ habe ich ihr zur Antwort gegeben. „Du kannst Dein Pächterkind im Speiszimmer des Gymnasiums und seine Eltern auf dem Bahnhofe begrüßen, aber keines von ihnen setz den Fuß über meine Schwelle.“

Daraufhin wird sie ärgerlich und behauptet mit unerhörter Frechheit, daß dies Haus ebenso gut auch ihr Haus sei. Ich werde immer heftiger, laße scharfe Worte fallen und sage ihr, daß es schon mehr als genug sei, wenn ich mir ihre Familie aufbürde. Dies hört zufällig der alte Mougins. Sofort setzt auch er sich auf's hohe Pferd, Schwiegermutter und Schwägerinnen weinen, dann verlassen sie, die Thüre hinter sich zuwerfend, das Haus. Sylvie schließt sich in ihr Zimmer ein, und ich bleibe verdußt allein zurück.“
„Du hast den Streit aber doch selbst heraufbeschworen.“

„Ich glaube, das Recht zu haben, ihnen meine Meinung zu sagen, da ich ja doch alle Unkosten bestreite und dem Allen sogar seine Schulden bezahle habe. Aber die Menschen sind eben ganz undankbar!“

Vincent widersprach nicht, ihn interessirte nur ein Punkt.

„Und dann?“

„Nun, — Edmund trugte sich hinter den Ohren — mit den Schwiegereltern ist die Freundschaft wieder hergestellt. Ich habe mich bei Vater Mougins entschuldigt, die Schwiegermutter that bei mir dasselbe, Verhängnisse wurden ausgetauscht, und heute Nachmittag soll zusammen spazieren gegangen werden. Sylvie aber...“

Mit einer wahren Leidenbitterniene schüttelte er den Kopf und fuhr dann, rüchhaltlos sein Herz ausschüttend, fort: „Alle Vorstellungen, alle Bitten und Schmeicheleien sind erfolglos geblieben, sie trotzt weiter. Dabei sieht sie aber ganz vernünftig aus! Ich das nicht unerhört! Und alles wegen eines elenden Grünshabels von sieben Jahren!“

Endlich war der Redestrom des unglücklichen Chemanns verstockt. Aber auch Vincent schwieg bekümmert, denn er fühlte, daß dem Streite eine tiefere Ursache zu Grunde liege und das Pächterkind nur den erwünschten Vorwand gegeben habe.
„Na,“ fuhr Edmund zornig auf, „weißt Du denn gar nichts zu sagen? Aber so seid ihr, ihr Leute mit den sogenannten erfinderischen Köpfen! Will man einmal einen guten Rath von Euch, so fällt Euch natürlich nichts ein.“
„Ich wußte nicht, daß Du meinen Rath wünschtest.“
„Glaubst Du vielleicht, ich hätte Dich bloß zu meinem Vergnügen in meine geheimsten Angelegenheiten eingeweiht? Wen sollte ich überhaupt sonst fragen? Mir bleibt keine Wahl. Du bist der einzige Verwante auf meiner Seite... ich kann wohl sagen, überhaupt mein einziger Verwandter, denn Sylvie's Familie hat mich recht enttäuscht, ja gründlich enttäuscht. Aber sie werden ihr Benehmen schon noch einmal bereuen, mehr will ich jetzt nicht sagen.“
Dieser geheimnißvolle Redeplan für die Zukunft beruhigte Edmund wenigstens im Augenblick, und so fuhr er in weniger erregtem Tone fort:
„Im Grunde bist Du ja ein guter Kerl, und da liegt Dir sicherlich auch daran, daß die Sache wieder in's Geleise kommt. Leberdies brauchst Du nur zu wollen, so gelingt es Dir; Du Schwerenöther hast ja den Schlüssel zu allen Frauenherzen. Ich selbst lasse Dir vollständig freie Hand. Es ist heute Sonntag, man rechnet bestimmt auf Dich, erwartest Dich aber nicht vor drei Uhr. Komm also früher als sonst, gleich nach dem Essen. Ich werde dann meine Magenverstimmung vorführen und oben in meinem Zimmer sein, sodas Du Sylvie ungehört sprechen kannst.“
„Veranlasse sie, Dir ihr Herz auszuschnitten und verheide mich dann, denn da ihre Familie sich auf ihre Seite gestellt hat, ist es nicht mehr als billig, daß die meinige für mich Partei nimmt. Ist die Sache dann im richtigen Fahrwasser, so rufst Du mich, damit ich meiner Frau den Verhörsnachschub geben kann, ehe die Mougins' kommen... Habe ich Dir Deine Arbeit nicht famos eingefädelt, was? Die ganze Nacht war ich damit beschäftigt. Und früh mußt Du zu ihm gehen,“ sagte ich mir; „junge Leute haben schlechte Angewohnheiten, sicherlich findest Du ihn dann noch im Bett.“
Nun seh aber auf, Du Faulpelz. Allzuviel Zeit bleibt Dir nicht mehr, um Deine Rede vorzubereiten.“
Dabei klopfte Edmund schalkhaft auf die Bettdecke, machte dann kehrt, kam aber schon nach zwei Schritten zurück und sagte mit gekemtem Bild:
„Verpflcht ihr, wenn's sein muß, alles, was sie will: das Pächterkind, die Freundin... alles will ich lieber schlucken, als den Streit noch länger fortziehen.“
Die Angst, die aus diesem letzten Gefändniß sprach, mußte unwillkürlich Ritschel erregen. Auch im Herzen dieses eigennütigen Tölpels gab es also ein Plätzchen für die Liebe. Und so sehr Gerbault innerlich dem Anfinnen seines Bekkers widerstrebe — ein Juridicweihen lag nicht mehr in seiner Macht. Die eigensinnige Verblendung dieses Mannes stieß ihn mit Gewalt vorwärts. Es war unmöglich, sich der Zusammenkunft zu entziehen, die Edmund ihm aufgedrängt hatte.

Der in jedem Menschen schlummernde verkehrte Hang erwachte vielleicht auch in Vincent und verband sich mit seiner Stelen, niemals befriedigten Reugierde, Sylvie einmal unvernünftig zu überraschen und hinter ihre geheimen Sächle zu kommen.

So schritt Vincent Gerbault noch vor zwei Uhr in beschleunigtem Gange der Zintpastele zu.

10.
Mit dem Beginn der guten Jahreszeit hatte Dulaurier's Besingung den Höhepunkt ihrer Reize erreicht. Auf der im Winter so schmüchigen, jetzt überaus staubigen Landstraße zogen Abends und besonders Sonntags lärmende Schaaren übermüthiger Burschen und festlich geschmückter Mädchen nach dem nahen Tansotal. Aus einem Wirthshause klang das Kreischen und Johlen Betrunkener und aus dem auf der anderen Seite der Straße gelegenen Stall der Strafenbahn das verzweifelte Stampfen der von den Fliegen gepeinigten Thiere, während die Stearinfabrik die Frühlingluft ganz besonders freigebig mit ihren unangenehmen Dünsten erfüllte.

Gegen den Straßenlärm fiel die Stille innerhalb des Besigthums um so mehr auf. Von dem lahlen, einseitigen nur roh angelegten Garten umgeben, lag das einsame in der Sonne glänzende Haus und erinnerte an das Grabmal eines mohammedanischen Fürsten in der Wüste.

Gerbault trat durch die kleine Nebenthüre, die nur angelehnt war, und fand sein Pferd am Sitterthore fest. Nichts rührte sich. Auf dem Sande ausgebreitet lag der Hofhund, der bei Vincent's Näherkommen kaum den Schwanz bewegte, und auch im Innern des Hauses herrschte tiefe Stille. Die Fensterläden waren zur Schonung der Vorhänge zugemacht, und da auch tie von den beiden Säulen begrenzte Hauptthüre verschlossen schien, so ging Vincent um das Haus herum nach dem gegen Norden gelegenen, für die Dienerschaft bestimmten Eingang. Auf jener Seite stand ein Fenster offen, zu dem sich unwillkürlich seine Augen erhoben.

Die Zintpastele war nach Edmunds eigenhändigem Plane erbaut worden. Auf hohem Souterrain, das fast als zu ebener Erde liegend hätte gelten

können, ruhte das obere Stodwerk, über welchem wieder niedrige Dachstühle lagen, sodas hier der schwerfällige und unharmonische Bau zu Stande gekommen war, den je das Hirn eines Architekten gezeitigt hat. Um der Geschmeidigkeit die Krone aufzusetzen, hatte Edmund an dem etwas vorspringenden Mittelbalken der Rückseite einen aus Holz geschichteten Balkon nach Art der Schweizerhäuser anbringen lassen. Dieses Fenster, vor dem Vincent soeben stehen geblieben war, gehörte zu Sylvie's Zimmer, und darin bemerkte er den Umriss eines dunklen, vornüber geneigten Kopfes.

Sylvie hatte ihn nicht kommen hören. Vorsichtig machte er noch einige Schritte vorwärts, sodas er ihr gerade gegenüber stand und sehen konnte, von welcher Beschäftigung sie so ganz eingenommen war.

Die junge Frau sah an einem kleinen Tische vor einer Briefmappe und schrieb ganz rasch, wie jemand, der sich nicht zu besinnen braucht. Ihr Gesicht war wie vergerert. Deutlich sah man die geschwollenen Adern an dem weichen Halse; es war, als sei die ganze Entschlossenheit und Thakraft der Schreiberin auf einen einzigen Punkt gerichtet, als entströme mit den aus ihrer Feder kommenden Worten zugleich etwas von ihrem ureigensten Wesen.

Ein leichter Windstoß hob in diesem Augenblick das Blatt Papier, das vor der jungen Frau lag. Mit einer haltigen Bewegung hielt sie es fest, wäherend sie, ohne aufzusehen, weiter schrieb. Der Wind aber wollte es bei diesem ersten Angriff nicht bewenden lassen, sondern lehrte tüchtigweise mit verdoelter Stärke zurück, und zwar so unvernünftig, daß eines der beschriebenen Blätter von der Mappe emporwirbelte.

„Festig an den Tisch stoßend, fuhr Sylvie mit ausgestreckter Hand auf. Alles in sie kam zu spät: das Blatt war bereits zum Fenster hinausgeschlagen und im Begriff, sich zu frühen Vincent Gerbault's niederzulassen, den die junge Frau jetzt plötzlich bemerkte.“
(Fortsetzung folgt.)

W e m a n a l t w i r d .
Eine Frage, so alt wie das Menschengeschlecht überhaupt, schiebt sich wieder in den Vordergrund der wissenschaftlichen Diskussion. An brennender Aktualität hat sie für jeden Einzelnen nichts eingebüßt. Es ist geradezu eine Lebensfrage... die Lebensfrage. Wie man alt wird. Der grundkluge Jonathon Swift hat freilich einmal gesagt: Jebermann wünscht lange zu leben, niemand will alt werden. Also corrigieren wir rasch: Nicht, wie man alt wird, sondern wie man lange lebt, ist die Frage. An bequemeren und unbedauerlicheren Rathgebern, die sich dazu geäußert haben, hat es der Menschheit nie gefehlt. Wollte einer alles lesen, was von den Galen und Cicero über Bacon und Hufeland und Sinclair bis zu den Jüngeren und Jünglingen in Sachen der Makrobiotik geschrieben wurde, so müßte er schon ein Alter erreichen, das über die von dem Palmisten gesteckten Grenzen hinausginge.

Daß die Frage aber nicht verumtummt, ist in der Natur der Dinge begründet, und es ist ein recht interessantes Zusammentreffen, daß kürzlich, einmache zu der gleichen Zeit, ein englischer Gelehrter, Sir Hermann Weber, und ein französischer Forscher, Dr. Fourier, sich über Mittel und Wege zur Verlängerung des Lebens in Wort und Schrift geäußert haben. Es ist vor allem ziemlich beruhigend für unsere ein wenig zum Pessimismus neigende Zeit und unser hypochondrisches Geschlecht, daß beide Gelehrte vom Standpunkte der Langlebigkeit gar nichts dagegen haben, als Kinder unserer Epoche zur Welt gekommen zu sein. Sie wiedersprechen beide der vielfach verbreiteten Anschauung von der Raschlebigkeit des modernen Menschen und kommen zu ähnlichen Schlüssen wie ein anderer englischer Autor, W. R. Thayer, der in einer unlangt veröffentlichten Publikation dem neunzehnten Jahrhundert nachsagt, es zeichne sich durch die Langlebigkeit der Menschen aus, das Durchschnittsalter des Individuums habe sich in den letzten hundert Jahren geradezu von dreißig auf vierzig Jahre erhöht. Die statistischen Tabellen, die Thayer seiner Arbeit beifügt, sind überaus inhaltsreich, und die Folgerungen, die er zieht, stehen mit der bekannten und viel verbreiteten Degenerationstheorie in striktem Gegensatz.

Genie und Begabung scheinen unserem Autor zufolge durchaus nicht gesundheitsschädlich zu sein. Ganz im Gegentheil! Hätte man nicht geglaubt, daß hirsche Emotionen geeignet wären, die Lebenskraft vorzeitig zu mindern. O nein! Sechshundvierzig Dichter führt Thayer an, die ein Durchschnittsalter von 66 Jahren erreichten, darunter befinden sich Manzoni mit 89, Beranger mit 87, Tennyson mit 83 Jahren. Nur sieben unter den Sechshundvierzig erreichten nicht das vierzigste Lebensjahr. Auch die Maler unserer Zeit sind recht langlebig. Ihrer 39 werden unterlucht. Durchschnittsalter: 66 Jahre. Diefelbe Zahl ergibt sich bei Geiflichen. Ein Jahr weniger beträgt das Durchschnittsalter der Philosophen, 62 das der Musiker. Dagegen 73 das der Geschichtsschreiber. Ihrer 38 werden von Thayer vorgeführt, darunter Rankle mit 91 Jahren und nicht weniger als 14 gelehrter Collegen, die 80

Jahre alt wurden. Nicht weit hinter den Historikern bleiben bei berühmten Forschern zurück, von denen Thayer 58 aufzählt. Ihr Durchschnittsalter beläuft sich auf 72 Jahre. Das Durchschnittsalter eines Agitators beträgt 69 Jahre — Rossuth wurde 92, Laifale 39 Jahre alt, Generale und Admirale bringen es in Europa zu 71, in Amerika zu 66 Jahren. Das allgemeine Durchschnittsalter von 112 in der Derschriftlichkeit lebenden Männern berechnet unser Autor mit 71 Jahren.

Das sind, wie man sieht, keine sonderlich unfreundlichen Aussichten. So wohl Weber als Fourier pflichten im großen und ganzen den optimistischen Anschauungen Thayers bei. Die Verminderung der Kindersterblichkeit und die verbesserte Hygiene, daneben die gesteigerte Rücksichtnahme auf die körperliche Erziehung der gesammten Bevölkerung haben die durchschnittliche Lebensdauer verlängert und werden dies in der Zukunft in noch höherem Maße thun. Sir Hermann Weber speziell ist geneigt, Regeln zur Verlängerung des Lebens und zur Herbeiführung eines kräftigen und glücklichen Alters aufzustellen. Er hat, wie er erzählt, die Lebensgeschichte von mehr als hundert sehr alt geordneter Personen auf das genaueste durchnübert und kann bestimmt versichern, daß die Mehrzahl derselben mächtig waren, wenig Fleisch aßen und viel in der frischen Luft lebten. „Biele hatten ein Leben voller Arbeit und Entbehrungen hinter sich; die meisten waren früh aufsteher, von fröhlicher Gemüthsart und arbeitsfreudig; nur wenige waren unmächtig, faul und träge.“ Alle hatten ihm zufolge ein gutes Herz und gute Blutgefäße. So ist er denn geneigt, dem Zirkulationsystem die größte Bedeutung zuzuschreiben. Hingegen führe große Muskelstärke gewöhnlich nicht zu besonderer Lebensdauer. Athleten und Muskelmänner werden meist nicht sehr alt. Auch besondere Leistungen des Verdauungsapparates haben keinen merklichen Einfluß auf die Verlängerung des Lebens.

So weit scheinen Weber und Fourier so ziemlich übereinzustimmen. Hingegen ist der erstere im theilweisen Gegensatz zu seinem französischen Collegen nicht allzu sehr geneigt, eine erbliche Veranlagung zur Langlebigkeit, die man in der Praxis des täglichen Lebens oft und oft wahrnimmt, gelten zu lassen. Schier widerwillig gesteht er zu, daß Personen, die aus langlebigen Familien stammen, ceteris paribus größere Aussicht besitzen, selbst alt zu werden, als ihre durch Vererbung weniger günstig gestellten Mitmenschen. Der Mißbrauch dieses scheinbaren Vortheils sei immer und unter allen Umständen ungemein gefährlich. Sicherlich finde sich andererseits in manchen Familien die Neigung zum frühen Tod deutlich ausgesprochen; aber eine möglichst frühzeitig begonnene vorrichtige Lebensweise könne diesen Nachtheil bekämpfen und das Leben beträchtlich verlängern. „Wie wir bei Thieren und Pflanzen gewisse erbliche Varietäten züchten können, so sind wir auch beim Menschen imstande, erbliche Anlage zu langem Leben oder frühzeitigem Tode herbeizuführen.“ Durch angeborene Schwäche der Herzmuskulatur, der Arterien, der Kapillaren können frühzeitige Todesfälle zwischen dem 50. und 70. Lebensjahre hervorgerufen werden. Dem sei durch regelmäßige Übungen (Spazierengehen und Athmungsübungen) vorgebeuen. Aehnlich verhalte es sich bei Arterienverengung und Steinbildung. Der Tendenz zur senilen Bronchitis und Pneumonie, die so viele alte Leute dahinführt, könne durch reichliche Zuführung frischer Luft innerlich und außerhalb der Häuser, sowie durch Athembübungen und ähnliche das Herz und die Lungen stützende Maßnahmen erfolgreich entgegenge wirkt werden. Tod durch Altersschwäche ist bebingt durch einen Schwund der Gewebe und Organe, sowie durch Veränderungen in den Blutgefäßen und den blutbreitenden Drüsen. Das läßt sich dadurch hintanhalten, daß wir die Gewebe und Organe mit gesundem Blut versehen. Wir müssen für gutes Blut, für gesunde und kräftige Blut- und Lymphgefäße sorgen. Thätigkeit der Organe ist das beste Mittel, sie in Ordnung zu halten. Unthätigkeit führt ihren raschen Verfall herbei. Weber widerspricht der Theorie von der Abnutzung des Körpers. Er verlangt einen täglichen Spaziergang von einer halben bis drei Stunden, die eine Hälfte am Morgen, die andere am Nachmittage. Wer sich noch einer leidlich kräftigen Gesundheit erfreut, soll wöchentlich einmal einen größeren Marsch von vier bis sechs Stunden Dauer machen. Besonders schwärmt Weber für Klettertouren. „Die Fähigkeit zu geistigen Arbeiten wird eine größere, pessimistische Anschauungen machen geführender Platz, und ich habe häufig beobachtet, daß selbst Kopf- und Barthaare, die zu ergrauen begannen, nach anstrengenden Klettertouren ihre jugendliche Farbe zurückgewannen.“ So weit unsere beiden Autoren. Die wehmüthige Frage, die in Theodor Wilroth's Briefen zu lesen ist, weshalb die Menschen nicht so alt werden wie die Bäume, bleibt nach wie vor unbeantwortet; aber wenn leben kämpfen heißt, so darf die moderne Wissenschaft den Aufwärtsschritt für sich in Anspruch nehmen, dem Menschen scharfe und brauchbare Waffen für diesen Kampf in die Hand zu geben.